Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 61. Bromberg, den 30. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(22. Fortsetzung.

Lukas sah über die Straße zurück. Die paar Polizisten vermochten nichts gegen die Arbeiterhaufen! Mit ernstem Gesicht trat er in Garten und Haus. Er fand alle Türen offen, als wäre eben jemand kopflos durch Flur und Stuben gerannt. Julians Frau saß atemlos und mit schneebleichem Gesicht auf einem Stuhl, als er in die Wohnstube trat. Ihr schönes blondes Haar, auf das sie sonst große Sorge hatte, war wirr und hing ihr unordentlich auf die Schultern. An ihr allein schon sah Lukas, wie es im Haushalt rückwärts gegangen war. Ihr Kleid war schäbig, fast ärmlich, auch war ihr sonst so volles Gesicht hagerer geworden, so daß es in eigentümlichem Gegensatz zu dem üppigen Körper stand. Als sie Lukas erkannte, brach ein Sturm von verzweifelten Worten von ihr

„Seht Ihr, wie es bei uns zugeht, Vater! Das ist jetzt das Ende, ist das! Das hat uns noch gefehlt! Wer weiß, ob sie uns nicht das Haus über dem Kopf anzünden, daß wir elend umkommen darin, das Kind und wir beide."

„Still" sagte Julian zornig zu ihr. Er stand an einem Fenster, an dem die Laden geschlossen waren, und mochte hinausgeschaut haben. Dem Vater wußte er kein Wort zu sagen. Seine Wangen färbten sich dunkel, mit der ihm vertrauten Bewegung hob er die Hand zum blonden Bart und ließ ihn durch die Finger gleiten, aber es war keine Geste des Selbstbehagens mehr, etwas Hilfloses und Scheues lag darin. Der kleine Julian, sein Bub, der sich mit verängstigtem Gesicht an der Wand herumgedrückt hatte, kam jetzt an ihn heran und verkroch sich unter seinem herabhängenden Arm.

Lukas sah sich im Zimmer um. „Es ist freilich anders geworden bei euch", sagte er.

Die Stube war kahl, manches Stück der schönen Einrichtung fehlte.

„Wir haben alles verkaufen müssen", erklärte Frau Luise, die wußte, was er meinte. Wieder brach sie in ein Jammern aus. Auch der Knabe begann zu weinen.

„Morgen werden wir wieder gepfändet", sagte Julian.

Lukas blickte durch die offene Stube in das Nebenzimmer. Es enthielt noch ein Bett, das alt und armselig war.

„Wir haben es gegen unsre Einrichtung eingetauscht", gestand Julian, der neben ihn trat.

„Gestern haben wir den ganzen Tag gehungert, Julian und ich. Wir müssen froh sein, wenn wir Milch für das Kind auftreiben können", klagte die Frau von ihrem Stuhl her.

„Umsonst ist der Tod", antwortete ihr Julian zwischen verbissenen Zähnen hindurch, „wer kein Geld hat, kann kein Brot kaufen."

So, während Lukas ihre äußere Not überblickte, erzählten sie das Elend, das er nicht sehen konnte, die Frau in ihren Klagen, Julian mit einem bitteren Wort da und dort. Dazwischen hinein klang das stillere Weinen des Kindes. Der Knabe war verschüchtert, nichts von seiner sonstigen Vorlautheit war mehr an ihm. Manchmal klang ein Murren und Murmeln von der Straße herauf, wenn neue Arbeiter sich den schon versammelten anschlossen. Nach einer Weile hörte man die laute Stimme eines einzelnen, der in der Straße eine Rede hielt. Lukas schritt in der Stube auf und ab, fast ohne zu merken, daß er es tat; er dachte scharf nach. Julian folgte ihm mit den Blicken.

„Könnt ihr aufpacken, sogleich?" fragte er diesen plötzlich.

Der Sohn sah ihn an und antwortete nicht, verstand nicht, was er meinte.

„Ich will dich heimnehmen mit Frau und Kind", sagte Lukas. Es klang trocken, kurz, fast barsch.

Einen Augenblick leuchtete Julians Blick auf. Vielleicht dachte er an die Arbeit seiner frühen Jugend auf Land und Acker und schien es ihm, er hätte sie nie verlassen sollen. Die Natur mochte sich in ihm regen, die den Bauernsohn heim auf die väterliche Scholle zog. Dann überkam ihn das Gefühl der Scham, daß er selber es nicht weiter gebracht. Er war ein begabter und arbeitsamer Mensch; es war nicht leicht für ihn, eingestehen zu müssen, daß alle schönen Aussichten, mit denen er nicht ungern geprangt hatte, Wind gewesen. Er senkte den Kopf. Dann fiel ihm das Elend ein und an den Knaben und die unzufriedene und haltlose Frau dachte er. „Wenn Ihr uns eine Weile nehmen könnt, Vater", sagte er, die Worte mühsam aus sich herausholend. „Bis ich Arbeit gefunden habe", fügte er hinzu.

In dem Augenblick schlug ein Stein von außen an den geschlossenen Fensterladen. Frau Luise zitterte. „Steine werfen sie wieder", flüsterte sie angstvoll.

„Packt zusammen, was ihr die nächsten Tage braucht", sagte Lukas, „dann schließt das Haus ab. Wenn es ruhiger ist hier, könnt ihr holen, was jetzt zurückbleibt." Dann legte er selber dem Knaben, der vor Angst frierend in einer Ecke stand, das Mäntelchen um, das an einem nahen Nagel gehangen hatte. Julian sprach ein paar Worte zu seiner Frau. Darauf begannen sie ein hastiges Packen. In zwei Körbe legten sie ein paar Habseligkeiten; viel zu suchen hatten sie nicht mehr.

„Sie werden uns nicht hinauslassen," sagte Frau Luise mit bebenden Lippen unter der Arbeit.

„Es mag besser sein, daß wir hinausgehen, als wenn wir sie hereinkommen lassen," meinte Julian.

Lukas sprach nicht viel. Er drängte nur einmal: „Eilt euch! Nicht daß sie hier über uns kommen."

Draußen war es wieder ruhig. Noch immer verhandelten die Arbeiter, die unter sich uneins waren. Man konnte sehen, wie die Führer von Haufen zu Haufen gingen und auf die Menge einsprachen, diese beruhigend, jene aufreizend.

In einer Seitenstraße erschien jetzt Militär und pflanzte sich auf. Da fuhr neue Erregung in die Arbeiter. In diesem Augenblick trat Lukas mit Julian und den Seinen aus dem Hause. Julian schloß die Haustür.

„Nächste Woche hätten wir doch hinaus müssen," sagte er, „bis dahin lief noch der Zins."

Lukas hatte den kleinen Julian auf dem Arm. Hinter ihm schritt Frau Luise mit dem Henkelkorb. Sie schleppte ihr zertragenes, langes Kleid im Gehen und war wie vorher das Urbild allen Elends, das über die Familie gekommen war. Mit einem anderen Korb, ein Stück weit hinter ihnen, ging Julian. Die Polizisten zogen unwillkürlich blank, als die Familie zu Gesicht kam. Schreie brachen aus den Arbeiterhaufen: „Da kommt er, der Schuft! Der Abtrünnige! Der Verräter!"

Wenn jetzt einer das Beispiel gab, fuhren sie über Julian her wie die Wölfe. Aber die Aufmerksamkeit vieler war durch das Erscheinen des Militärs abgelenkt. Die

Menge war unentschlossen und zerfahren. Einige drängten näher, Schimpfworte fuhren auf Julian ein. Die meisten Männer standen aber ruhig, nur mit zornigen Blicken, und ließen die vier Leute vorübergehen. Diese näherten sich immer mehr der Stelle, wo die Arbeiter in dichten Reihen die Straße versperrten. Bald waren sie von drei Seiten von Ausständigen umringt. Die Polizisten hatten sich ihnen angeschlossen und schritten zu ihren Flanken.

Die Arbeiter standen wie eine Mauer. „Laßt sie nicht durch," schrie es aus der Richtung, aus der Lukas und die Seinen gekommen waren.

„Platz!" befahl einer der Polizisten.

„Oho!" scholl es ihm entgegen.

„Nicht befohlen wird da," tönte es von einer anderen Seite.

„Gebt keinen Weg!" schrie es wieder von drüben.

Julian war bleich. Er war nicht feig, aber er sah, daß es übel gehen konnte. Seine Frau verlor alle Ruhe. „Jesus," bat sie mit aufgehobenen Händen. „Laßt uns fort, ihr! Tut doch dem Kind nichts, dem Kind."

Der Knabe hielt die Arme um den Hals des Großvaters geschlungen. Nun stellte ihn der zu Boden, fest, mit zwei Griffen seine sich sträubenden Arme lösend. Dann nahm Lukas mit einer ruhigen Würde den Hut ab. „Seid vernünftig, Männer," sagte er mit schlichter Bitte. „Die sind geschlagen genug." Den Knaben an der Hand, wendete er sich mit diesen Worten nach Julian und seiner Frau um. Es mochte sein, daß er die Hand nach ihnen deutend leise erhob, denn es lag ein so eigentümlich zwingender Ausdruck in seiner Gebärde, daß unwillkürlich die Blicke der Nahestehenden gingen, wohin er sie wies. Und die Augen gingen den Männern auf, die selber ein hartes und karges Brot aßen. Viele hatten Julians gute Tage gesehen und wie es damals bei ihm aussah, und der Gegensatz zwischen jenen Tagen und jetzt war ein so großer, daß die herbe Not des Augenblicks die Notgewohnten seltsam erschütterte. Sie sind gestraft genug, hatte der Alte gesagt. Er hätte es nicht zu sagen brauchen. Wie die zwei dastanden, sah ihnen jeder das Gestraftsein an. Unwillkürlich traten zwei, drei der Männer zur Seite. Eine Gasse grub sich langsam in die Menge.

„Dank," sagte Lukas Hochstraßer. Jedem, der zur Seite trat, sagte er dasselbe, ruhig, mit einem Kopfnicken: „Dank." Mit der freien Rechten hatte er Julians Hand ergriffen. So zwischen Sohn und Enkel schritt er in die Menge. In dieser war es, als ob einer schweigend den andern überwinde.

„Laßt sie durch," ging ein Murmeln.

Sie kamen fürbaß. Es war ein bitterer Weg, aber Schritt für Schritt wurde er für sie frei. Es war wie ein Auszug aus einer Heimat oder die Flucht von einer Brandstätte. Julian, seine Frau und sein Knabe schritten mit hängenden Köpfen; aber Lukas ging wie ihre neue Kraft und Hoffnung einen Schritt vor ihnen. Von den vielen, die ihnen nachblickten, blieb manchem die Gestalt des älteren Mannes lange in Erinnerung, wie er den Sohn heimgeholt hatte. „Der ist Meister in seinem Hause," sagten nachher manche von ihm, die ihn hatten vorbeigehen sehen.

Das gleiche sagten sie von Lukas zu Herrlibach. Hier kam er mit den Heimgeholten an, wie er in St. Felix sich eingeschifft hatte. Zwar hielt er nicht mehr Julians Hand, und den Knaben führte seine Mutter, aber Lukas ging auch wieder um einen Schritt ihnen voraus, nicht als ob etwas Außergewöhnliches geschehen wäre, nicht daß er den Kopf höher hob, wie vielleicht den Leuten zu Trotz mancher getan hätte, aber mit einem großen Ernst im Gesicht schritt er einher, unterwegs da- und dorthin sein „Gut' Tag" gebend. Zu einem Bekannten, der ihn stellte, sagte er: „Die Familie wächst in der Weinlaube oben."

Mit diesem Wort, daß die Familie wuchs, mußten die von Herrlibach sich zufriedengeben, mehr sprach er weder an diesem Tage noch später über die Heimkehr des ältesten Sohnes. Er klagte nicht, daß Julian seinen Weg im Leben nicht selbst gefunden und ihm nun zur Last falle, noch suchte er irgendwann oder -wie das Mißgeschick des Sohnes und seiner Familie zu beschönigen. Wie er aber gewußt hatte, Brigitte vor übler Nachrede zu schützen, so wußte er Julian allerlei Demütigung zu ersparen und ihm über das Gefühl der Schande, das den innerlich doch tüchtigen und ehrgeizigen Menschen gefaßt hatte, hinwegzuhelfen.

Julian bezog die Wohnung im Nebenhause, wo Lukas selbst mit Rosa eine Weile gewohnt hatte. Am ersten Morgen schon nach seiner Heimkehr rief Lukas ihn zur Arbeit heran. Der jahrelang in der Schreibstube Gesessene erhielt die Pflichten des Gemeindeschreiberamts zugewiesen, denen Lukas seit Davids Flucht wieder selbst obgelegen, aber er mußte auch auf dem Lande mit bäurischer Arbeit sich umtun. Dabei hatte Lukas nicht die rauhe Art eines zornigen und im Gefühl seiner Gewalt herrischen Vaters, sondern er führte Julian mit einem: „Du könntest noch tun" oder „Das bliebe noch zu besorgen" in vieles ein, was er verlernt hatte. Und unmerklich wurde dem Heimgekehrten die Arbeit seiner Jugend wieder lieb, unmerklich fiel eine anfängliche Verdrossenheit, die seine Niederlage in ihm geweckt hatte, von ihm ab und gewann er an seinem neuen bescheidenen Tagewerk Freude. Den Knaben brachte Lukas selbst zur Herrlibacher Schule, der Schwiegertochter wies er ein Haushaltungsgeld zu, mit dem sie für die Familie auszukommen hatte, tat alles ohne Wesen, aber mit einer festen Sicherheit. Bald war nicht mehr die Rede von einer Rückkehr Julians nach St. Felix, dieser holte vielmehr den Rest seiner Habe aus der Stadt zurück.

Während aber Lukas dieses Sohnes sich annahm, entging ihm nicht, was in seiner Umgebung weiter sich gestaltete. Er sah Brigittens Knaben wachsen. Er hörte von David, daß er noch bei den Welschen lebte und man ihn blaß und abgezehrt gesehen habe. Und er erkannte wohl, wie auf denen vom Kollergut, den Hausern, die Sorge lastete.

Siebzehntes Kapitel.

Christian und seine Frau lebten schwere Tage. Die Zeit kam näher, da die dritte Prämie der hohen Lebensversicherung fällig werden wollte. Die Summe dieser Prämie stand mit großen schwarzen Zahlen in den Tag und mit großen rotflammenden Zahlen in die Nacht der zwei Leute geschrieben. Am Tag sahen sie davor die Sonne nicht, zur Nacht stach sie ihnen in den Schlaf, daß sie Augen vor ihrem grellen Schein nicht zubrachten.

„Noch vier Wochen", sagte Barbara zu ihrem Manne. Sie war gelb im Gesicht, und die Schnabelnase stand scheinbar noch mehr aus den Backen heraus als früher. Daß sie von der Frist, die ihnen noch bis zur Fälligkeit der Prämie blieb, sprach, brauchte sie nicht zu sagen. Sie redeten kaum mehr von anderm.

Christian antwortete nicht. Er ging seit manchem Tag mit auf die Brust hängendem Kopf und in bohrendes Sinnen versunken umher. Nach einer Weile erst sagte er: „Der Heuertrag ist auch wieder weniger dieses Jahr."

Dann gingen sie aneinander vorbei, jedes an die Arbeit, die ihm zufiel. Sie waren um kein Fingerheben weniger emsig als zu Anfang ihrer Ehe, arbeiteten vom Morgen zum Abend unablässig, mit einer trockenen, maschinenhaften Zähigkeit, geizten mit der Zeit, so daß sie selbst die Mahlzeiten sich beschnitten, oft nicht die Mühe sich nahmen, zu Tisch zu gehen, sondern mit Käse, Brot und Most, auf freiem Feld oder im Weinberg genommen, sich begnügten. Aber es ging nicht vorwärts. Es war, als würde das Land dürr und karg unter ihren Händen, die selber karg und dürr waren, oder als könnte vor ihren nach Ertrag und Ernte hungernden Blicken die Ernte nicht gedeihen. Das Kollergut war einst ein einträgliches gewesen, schon Barbaras Vater hatte es ausgesogen, nun war kaum eines zu Herrlibach, das in diesen schlechten Zeiten sich schlechter verzinste. Aber es war nicht das allein, was Christian und Barbara die Ruhe nahm und ihnen heimlichen Angstblick in die Augen gab. Im Schreibtisch in der Stube lagen die Bankaktien, die der Vater als sein Vermögen hinterlassen, jetzt wertlose Papiere. Die Bank war verkracht.

„Es ist wie gemacht, alles geht quer," sagte Christian wieder eines Tages, sagte es nicht in einem klaghaften, weichen oder in zornigem Ton, sondern mit der verbissenen Art zu reden und zu handeln, die er an sich hatte. Diesmal saßen er und die Barbara in der Wohnstube. Es war Abend. Die Lampe brannte. Auf dem tannenen Boden rutschte der kleine Uli herum, in ein rotes Röcklein gekleidet, eine zerkaute Brotrinde in Händen, mit dem verschmierten Gesichtlein bald den Vater bald die Mutter anstaunend, ein eigentümlich alt aussehendes Kind, das selten lächelte, das Kind, wie es zu den zwei sonderbaren Eltern paßte.

„Zu deinem Vater gehen wir nicht," sagte Barbara.

„Nicht um alles", gab Christian zurück. Auch das war an ihnen: Sie brachten es nicht über sich, von ihrer Not zu andern zu sprechen. Und es gab ihnen eine Art Größe. Sie, die andern das Glück und das gute Fortkommen neideten, gönnten ihnen auch den Einblick in das eigne vergebliche Mühen nicht. So sprachen sie von dem einzigen Ausweg, der ihnen blieb, sich wieder emporzuarbeiten, davon, daß sie Lukas' Hilfe anrufen könnten, nicht als von einer Möglichkeit, sondern zu allem vornherein als von etwas, was ihnen ausgeschlossen schien.

„Wie der Uli wächst!" begann Christian wieder, nachdem es eine Weile zwischen ihnen still gewesen.

Der Knabe hatte sich an ihn herangearbeitet und richtete sich, an seinem Knie sich haltend, in die Höhe. Nun rückte auch Barbara ihren Stuhl näher, und sie beugten sich beide über das Kind und tändelten mit ihm, nicht mit Lachen, kleinen Ausrufen und Liebkosungen, sondern mit einer eignen Langsamkeit, jetzt ein Händchen fassend, jetzt den auf den Beinen noch nicht sicheren kleinen Menschen stützend und

jetzt das grobe und billige Kleidchen zurechtzupfend. Und während sie so mit dem Kinde sich beschäftigten, überfiel beide zugleich ein jäher Schrecken. Ihre Blicke trafen einander und jedes wußte, daß das andre den gleichen Gedanken gehabt hatte.

„Jetzt können wir ihm dieses Jahr das Sparkassenbuch nicht machen", sagte Barbara. Das war ihr Schrecken. Und nun erinnerten sie sich plötzlich jedes Planes, den sie über dem Bett des Kindes geschmiedet hatten. Das hatten sie für den Uli gewollt und das! Durch jeden der beiden knochigen, einander zugeneigten Köpfe zuckte schlagähnlich Erinnerung um Erinnerung, und in den Augen, mit denen sie einander anstarrten, stand die Qual darüber, daß all die kleinen Pläne sich nicht erfüllen konnten. Da erwachte noch zu dieser späten Feierabendzeit in beiden der Trieb neu, zu arbeiten, damit es am Ende doch noch vorwärts ginge, und so lief Christian hinab vors Haus und schlug noch das Holz klein, das er für den folgenden Tag hatte aufsparen wollen, und Barbara brachte das Kind zu Bett und machte sich nachher noch stundenlang im Haus zu schaffen.

Über dem Holzhacken ließen die Gedanken Christian nicht Ruhe.

Daß das Kind nicht das Geld haben sollte, die schöne, runde, große Summe!

Krach! Die Axt schlug ein.

Jetzt ging die Versicherung hin! Die ganze Zukunft stürzte damit ein.

Krach! Die Axt fuhr ins Holz, daß das Scheit ächzte.

Christian hatte mitgeächzt. Nun zögerte er, die dürre Hand am Beilstiel. Einen Weg gab es ja wohl, zu dem Gelde noch zu kommen! Es war nicht leicht, war vielleicht noch ein bißchen saurer als die lebenslange Mühe. Aber das Kind und die Frau hatten nachher den Vorteil. Er stellte sich wieder zum Schlag. — Fünfzigtausend Franken! — Er holte aus.

Krach! Das Beil traf zu.

Ein Opfer war die Summe schon wert. Und ob er nun ein Leben lang sich abmühte, um dem Knaben das Geld zu verschaffen und dann zu sterben, oder ob er gleich starb — das war dasselbe!

Eine Weile dauerte das Kleinschlagen des Holzes, während er diese Gedanken spann. Klapp, klapp, klapp! Scheitchen um Scheitchen — die Barbara hatte ein enges Herdloch — flog zur Seite. Dann mußte Christian wieder innehalten. Er sah das Versicherungspapier so deutlich vor sich, als läge es auf dem Holzblock vor ihm, und er las Paragraph um Paragraph, keinen vergaß er; denn er hatte sie so oft gelesen, daß er sie nun auswendig wußte. Bei dem, der von der Auszahlung der vollen Summe im Falle von Selbstmord handelte, hielt er an.

Da! das war's!

So scharf drang der Gedanke auf ihn ein, daß er das Beil zu Boden gleiten ließ; beide mageren Arme stützte er steif auf den Holzblock. So starrte er mit erhobenem Gesicht in die Luft hinaus, dem Gedanken nach, dem einen, daß er für die Frau und das Kind die ganze Summe gewinnen konnte, wenn er sich selber hinwegstrich, fort, aus der Welt strich. Es war nichts Weiches oder Opferfrohes oder Selbstbewußtes an ihm, während er daran dachte. Es war nur ein scharfes Rechen-Exempel, er addierte und subtrahierte Für und Wider. Einmal drehte er an dem dünnen roten Schnurrbart. Da fiel es ihm ein, daß es ein Unrecht sein könnte, wenn er — das — tat! Ein Unrecht gegen die Gesellschaft! Er nahm ihr, ohne ihr etwas dafür gegeben zu haben. Aber — war die nicht ohnehin steinreich? Zahlte sie nicht jährlich die riesigsten Dividenden? Und lag die Erlaubnis zu dem, was ihm im Sinn lag, nicht schon in den Bedingungen! Und dann — das Leben war auch etwas! Wenn er es hingab, durfte er sich wohl irgendwo dafür bezahlt machen!

Soweit rechnete Christian Hochstraßer. Als er nach langer Weile das Beil wieder aufnahm und weiterarbeitete, war er einig in sich. Es ließ sich tun, sicher ließ es sich tun. Dann hieb und spaltete er und hieb alle kleinen Bedenken ab, die dem Entschluß noch anhafteten.

Die Bedenken kamen freilich die nächsten Tage wieder, aber sie wurden mit jedem Tage schwächer. Die Rechnung Christians stimmte immer besser, und weil sie doch schwer gewesen war und ihm lange zu tun gegeben hatte, war er nachher sonderbar zufrieden, als er das Resultat heraus hatte, das merkwürdige Resultat, daß er vor Verfall der nächsten Versicherungsprämie tot sein mußte. Nun fing er es klug an, wußte Barbara, ohne daß sie Verdacht schöpfte, zu belehren, was sie zu tun hätte, wenn er plötzlich sterben sollte. Sie erinnerte sich nachher sehr wohl an alles, was er ihr gesagt hatte. Und als er sie so und ohne ihr Wissen vorbereitet hatte, wendete sich seine ganze Sorge dem Knaben zu. Nicht nur, daß er ihn viel um sich haben wollte, ihm da und dort in seiner kargen Weise mit einem Stückchen Backwerk, das er mitbrachte, oder mit einem Spielzeug etwas Gutes tat, sondern er schreinerte nach und nach, die Feiertage oder eine Nachtstunde dazu nehmend, dem Knaben eine seltsame Aussteuer für die Zukunft zurecht, einen Koffer für die Zeit, da der Herangewachsene in die Fremde müßte, Tisch und Stuhl und Kiste und Kasten, damit er ein Andenken an den Vater hätte!

(Fortsetzung folgt.)

Der Feigling.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Wanja Petrowitsch verstand nicht viel von Politik, als er im Frühjahr 1914 nach Petersburg kam. Er hatte sich nie darum gekümmert. Als Sohn eines kleinen Bauern aus dem Pleskauschen wußte er, worauf es ankam: schnelles Examen und dann der Versuch, irgendwo eine Praxis zu begründen, Geld zu verdienen, zu sparen. Das war er seinem Vater schuldig, in dessen Hause noch sechs jüngere Geschwister unversorgt lebten. Er hatte in einer der gräßlichsten Vorstädte Petersburgs ein höhlendunkles Zimmerchen für vier Rubel gemietet und lebte überwiegend von Tee, Schwarzbrot und Kohlsuppe. Sein für alt gekaufter Anzug war bereits schäbig und abgerissen, als er ihn erstand; um Wäsche zu sparen, trug er dunkle Hemdkragen, und zur Schonung der Stiefel ging er zu Hause barfuß. Umgang mit Kameraden hatte er wenig, das kostete auch im besten Falle noch immer Geld, ganz abgesehen davon, daß die besser Situierten sich des Verkehrs mit ihm geschämt hätten.

Wanja Petrowitsch empfand bei all dem kaum, daß er ein hartes Leben führen mußte. Er war genügsam wie die meisten Russen aus den unteren Volksschichten, und die Aussicht auf eine etwas leichtere Zukunft versöhnte ihn mit der fragwürdigen Gegenwart.

Dann — plötzlich — kam der Krieg. Wanja wurde am dritten Tage nach der Mobilmachung eingezogen. Er erschrak zunächst heftig, wenn er an das verzögerte Examen dachte. Bald aber gab er es auf, an ein Später zu denken. Sorgen um den Unterhalt hatte er nun nicht mehr, der Staat kleidete, der Staat ernährte ihn offenbar besser, als es ihm selbst je möglich gewesen wäre; es hatte wenig Zweck, sich über die Zukunft den Kopf zu zerbrechen. Vielleicht wäre er sogar nicht ungern Soldat gewesen, wenn es nicht so furchtbare Dinge wie Kämpfe, Geschützfeuer, Gemetzel und Verwundungen gegeben hätte. Seine friedliebende Seele sträubte sich gegen die Grausamkeiten des Krieges, und er hatte eine Angst vor dem Sterben, die er niemals überwand. Nur die Angst vor seinem Vorgesetzten war vielleicht noch größer, sie trieb ihn widerstandslos Dutzende von Malen nach vorne, ins Feuer. Bis ihn in irgend einer dunklen Nacht eine verirrte Kugel traf, seine Kniescheibe zerschmetterte und unter seine militärische Laufbahn einen dicken Schlußstrich setzte.

Monatelang schleppte man ihn durch die Lazarette. Als er endlich wieder so weit hergestellt war, daß er lahmend, aber ohne Krücken gehen konnte, fand er sich eines Tages in seiner alten Wohnung in Petersburg wieder. Die Universität war zum großen Teile verödet. Was gesunde Glieder hatte, kämpfte an der Front, die zurückgebliebenen waren entweder untauglich oder Verwundete, wie Wanja selbst, oder schließlich — Frauen. Ja, die Mädchen überwogen bei weitem in der Studentenschaft.

Wanja hatte sich nie viel abgegeben mit dem anderen Geschlecht — er hatte ja auch hierfür keine Zeit. Jetzt ließ es sich nicht vermeiden, daß er bald hier, bald da mit einer der Studentinnen in Berührung trat. Man wußte, daß er im Felde gewesen war, und man begann, sich für ihn zu interessieren. Dankbar empfand Wanja diese Beweise freundlicher Anteilnahme, mit denen man ihn bisher nicht verwöhnt hatte.

Unter allen Studentinnen beschäftigte ihn vornehmlich ein Mädchen, mit dem er im physiologischen Praktikum gemeinsam arbeitete. Sie war eines Popen Tochter, wenig jünger als Wanja, mit einem Gesicht, in dem leidenschaftliche Augen brannten. Bald stellte es sich heraus, daß das Mädchen — Wera Feodorowna hieß sie — in seiner unmittelbaren Nachbarschaft wohnte, ja, daß die Fenster ihrer beiden Zimmer sich genau gegenüber lagen. Irgendwie wurde Wanja durch diese Feststellung leicht beglückt, und bald verging kaum ein Tag, da er sie nicht nach Hause begleitete. Oft konnte es dann geschehen, daß er, für einen Augenblick von seinen Büchern aufblickend, hinter dem Fenster im gegenüber liegenden Hause ihr Antlitz erblickte; sie lächelten sich an, und der flüchtige Gruß ihrer Augen tat ihm wohl wie eine Liebkosung.

Die Liebe zu diesem Mädchen brach in Kürze über sein unbehütetes Herz mit jenem Ungestüm herein, das alle-

ersten großen Leidenschaften eignet. Er grübelte nicht über Grund und Ziel — kaum, daß er in einer versonnenen Stunde einmal Zukunftspläne machte, die ihn die Lichtlosigkeit seiner freudlosen Gegenwart vergessen ließen.

Es war eine aufregende Zeit damals in Petersburg! Bald hier, bald da gab es Menschenansammlungen, Zusammenstöße mit Gendarmerie und Polizei, immer wieder hörte man in der Nacht das Knattern von Gewehrschüssen. Wanja Petrowitsch war eine ängstliche Natur, er hielt sich gern nach Einbruch der Dunkelheit zu Hause. Aber das Bewußtsein, daß Wera noch nicht heimgekommen sei, trieb ihn dann immer wieder auf die Straße, wo er klopfenden Herzens herumirrte, bis er sie — endlich — traf.

Einmal begleitete er Wera auf einem abendlichen Gang. Sie machte vor einem finsteren, versteckten Hause Halt.

„Darf ich nicht mit hineinkommen, Wera Feodorowna?" bettelte er. Sie sah ihn durchdringend, gleichsam prüfend an.

„Nein, es geht nicht", überlegte sie langsam. „Es ist eine geschlossene Versammlung, man darf keine Fremden einführen."

„Ist es ein Verein, und kann ich nicht aufgenommen werden?"

„Es ist — Sie werden mich nicht verraten — es ist eine revolutionäre Versammlung. Was wollen Sie da?"

Wanjas Herzschlag stockte — Revolution, das war ein Wort, welches nur auszusprechen schon den Tod bringen konnte. Er fror plötzlich in seinem dünnen Mäntelchen. Aber Weras Gesicht stand jetzt dicht vor dem seinen — ihre Augen fraßen sich in ihn hinein. Im Augenblick erkannte er, daß kein Weg zu Wera führte, es sei denn über dieses: über die politische Überzeugung. Da flüsterte er, im Dunkel errötend über seine Lüge, daß er selbst revolutionär gesonnen sei, daß er sich glücklich schätze, bei dieser Gelegenheit mit Gesinnungsgenossen in Verbindung zu treten. Wera sagte nur leise „So kommen Sie", und er sah nicht, wie seltsam sie lächelte.

Ihr Eintritt fiel nicht auf. Viele Männer und Frauen standen zusammengepfercht in einem großen, trübe beleuchteten Zimmer. Vorn war ein Tisch, an dem ein paar Leute die Versammlung leiteten. „Warte hier", sagte Wera, ihn plötzlich mit dem vertraulichen Du anredend. Sie selbst ging nach vorn, wo sie von den anderen ehrfürchtig begrüßt wurde. Manchmal stand jemand auf und redete. Wanja verstand wenig, nur einige Worte: Zar, Volk, Heer, geknechtet, entrechtet — wiederholten sich immer aufs neue. Einer, offenbar der Führer all dieser Menschen, sprang jäh auf den Tisch, er sprach mit heller, aufreizender Stimme, die wie eine Fanfare durch den Raum gellte. „Ein schöner Bursche", dachte Wanja, und dann sah er, wie Wera Feodorowna sich erhob. Sie sprach ruhig, gemessen: von der Not des Volkes, der Willkür der Regierung. Sie wählte einfache, packende Bilder und schlug alle Hörer in ihren Bann. Und plötzlich mußte Wanja an seinen Vater denken, der so schwer arbeiten mußte um das bißchen Brot, und an sein eigenes, entbehrungsreiches Dasein . . . Es kam alles rein gefühlsmäßig. Was man eigentlich wollte, wußte er kaum. Er glaubte, es müsse etwas Gutes und Großes sein, weil Wera dabei war, und er war dankbar, sie fortan auf ihren Gängen begleiten zu dürfen.

Und dann, eines Nachts, als es heftiger, anhaltender knatterte und knallte, klopfte Wera an sein Fenster. „Komm mit!" rief sie, „schnell, schnell . . . es geht los!"

Wanja fuhr zitternd in seine Kleider. Sie hetzten durch die Straßen, in denen es in ungewohnter Weise von Menschen wimmelte. Alles strömte in einer großen Bewegung nach einem bestimmten Platze. „Wir haben Barrikaden aufgebaut am Alexander-Denkmal", schrie Wera im Laufen, „Die Regierung hat dort vier Regimenter Kosaken zusammengezogen. Aber wir sind die Stärkeren." Wanja antwortete nichts — er keuchte vom Laufen, und sein lahmendes Bein schmerzte entsetzlich. Das Gewehrfeuer wurde heftiger, durchdringende Schreie, Brechen von Holz und Klirren der Scheiben zerstörten die Stille der Nacht. Irgendwo brannte es, blutrot lag der Widerschein auf der Bronzemasse des Denkmals. Menschen schienen in der Luft zu schweben — ach so, sie standen erhöht auf den Wällen, die man aus Kisten, Säcken, Wagen aufgebaut hatte. Im Augenblick war man da — im nächsten wilde, angstheulende Rufe „Kosaken!" Stille für Sekunden — entsetzliche, lähmende Stille! Dann brach es hervor aus den Seitenstraßen, klappernde Hufe ungezählter Pferde, scharfe, gellend Signale, heulendes Pfeifen der Nagaiken, deren Bleiknoten niedersausend die Menschen zu Boden mähten. Jäh warf sich die Menge zurück, flutete in die dunkleren Straßen. Die Barrikade war plötzlich ganz leer. Nur einer stand darauf, eine Stange mit einem wehenden roten Fetzen in der Linken, in der Rechten eine rauchende Pistole. Sein Haar leuchtete brandrot im Feuerschein. Es war der schöne Bursche, der Wanja in der ersten Versammlung aufgefallen war. Wanja sah auf Wera, die seinen Arm fest umklammert hielt. Ihr Antlitz hing hingegeben an dem einsamen Mann dort oben. Im selben Augenblick wußte Wanja, daß er das Mädchen nie besitzen würde. Etwas brach in ihm zusammen — ein grenzenloser Schmerz machte ihn fast bewußtlos. Trotzdem sah er alle Vorgänge genau, wie auf einer Bühne. Der Mann drehte sich den Kosaken entgegen — über hundert Meter leblosen Trümmerfeldes sahen sie sich in die Augen — der Eine und die Vielen . . .

„Michail Terassow," schrie Wera. „Er geht nicht — er wird sterben!" Dann zu Wanja kurz, herrisch fast: „Rette ihn! Hol' ihn herunter!"

Wanja lächelte flüchtig, seltsam. Es war Wahnsinn, was sie verlangte. Und schließlich, was ging ihn das alles an? Aber dann sah er, wie ein Zug unsäglicher Verachtung sich in ihr Gesicht eingrub. „Feigling", zischte sie. Das peitschte ihn auf. Wenn sie ihn schon nicht liebte, sollte sie ihn zum mindesten nicht verachten. Sein Herz schlug vor wahnsinniger Angst — aber er sprang vorwärts, dreißig Schritte, vierzig. Schon war er dicht an der Barrikade, winkte, schrie. Da hob der Führer der Kosaken langsam die Hand — eine Salve zerriß das Schweigen. Ein, zwei Sprünge noch, krampfhaft, automatisch. Dann, von mehreren Kugeln getroffen, stürzte Wanja blutend aufs Pflaster.

Bunte Chronik

* **Interessante Ziffern, die nicht allgemein bekannt sind.** Neuyork hat bei einer Fläche von 3200 Quadratkilometern mit Vororten, 774 Quadratkilometern ohne Vororte, und bei 9,25 Millionen Einwohnern des ganzen Gebietes, 6 103 000 der Stadt allein, rund 4000 Kinos. Das Deutsche Reich hat ebenso viele Kinos bei 63 Millionen Einwohner und 471 371 Quadratkilometer Fläche. — Von611 721 Kilometer Eisenbahnlinien Amerikas haben die Vereinigten Staaten allein 426 522 Kilometer. Europa besitzt 370 464 Kilometer Eisenbahnlinien, wovon das Deutsche Reich 57 545 Kilometer, Österreich 6339 Kilometer hat. — Die Papiererzeugung im Jahre 1923 erreichte in den Vereinigten Staaten 72 Millionen Meterzentner, im Deutschen Reich 11 Millionen, in der Tschechoslowakischen Republik 2,2 Millionen und in Österreich 1,8 Millionen Meterzentner. — In Europa wohnen 79,5 Millionen Deutsche (rund 17 Prozent der Bevölkerung Europas), davon im Deutschen Reich 60 200 000 (95,5 Prozent der Einwohner des Deutschen Reiches), in Österreich 6 100 000 (92,4 Prozent von Österreich), in der Schweiz 2 760 000 (70,4 Prozent), in der Tschechoslowakei 3 350 000 (23,8 Prozent), in Ungarn 570 000 (6,9 Prozent), in Jugoslawien 530 000 (4,2 Prozent). Diese und eine Fülle von anderen wichtigen Daten finden sich in übersichtlicher Anordnung in dem Hickmannschen geographisch-statistischen Universal-Atlas für 1927 (Verlag G. Freytag & Berndt, Wien VII).

*

* **Riesenlokomotiven in Amerika.** Die Long Island-Eisenbahn hat 14 elektrische Lokomotiven in Dienst gestellt, die für Rangierzwecke Verwendung finden. Die Leistungsfähigkeit jeder Lokomotive beträgt 1000 PS und die Höchstgeschwindigkeit 40 Kilometer. Es ist möglich, zwei Lokomotiven durch einen einzigen Führer bedienen zu lassen, wodurch man also die Verfügung über 2000 PS erhält. Elektrische Rangiermaschinen dieses Systems sollen auf allen Strecken des Pennsylvania-Systems, zu dem die Long Island-Bahn gehört, eingeführt werden. (Wiederholt, weil gestern nicht vollständig.)

Lustige Rundschau

* **Das Haar in der Suppe.** „Kellner, lassen Sie die Suppe erst mal rasieren!"

*

* **Im Eifer.** „Was lachst du, Lausejunge?" — „Nicht über Sie, Herr Lehrer." — „Was wäre denn sonst hier Lächerliches?"

*

* **Unerwünschte Beute.** „Denke dir! Ein Dieb drang in meine Wohnung kurz bevor ich um drei Uhr früh nach Hause kam!" — „Und hat er was erwischt?" — „Na, und nicht zu knapp! Er liegt im Krankenhause. Meine Frau hat ihn für mich gehalten!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.